

Ein zürcher. Lautirmethodiker des vorigen Jahrhunderts

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **4 (1878)**

Heft 44

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-239361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Consortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. IV. Jahrgang.

ZÜRICH, den 1. November 1878.

Nro. 44.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzelle oder deren Raum.

Ein zürcher. Lautirmethodiker des vorigen Jahrhunderts.

L. Wie bekannt machte anno 1765 der nachmalige vortreffliche Bürgermeister Hans Konrad Heidegger (1710 bis 1778) auf die Nothwendigkeit der Verbesserung des Schulwesens zu Stadt und Land aufmerksam, worin er namentlich durch die Feder des gelehrten Naturhistorikers Kanonikus J. J. Breitinger eifrigst unterstützt wurde. Doch kam die Reform erst zu Anfang der Siebziger Jahre zu Stande. Um sich über den Stand der Schulen auf der Landschaft incl. die zugewandten Orte des Genauesten zu orientiren, wurde ein ungemein einlässliches Fragenschema entworfen, das in säuberlichem Druck zur schriftlichen Beantwortung an sämtliche Pfarrämter versandt wurde. Um den Titel: A. Aeussere Einrichtung des Schulwesens, gruppiren sich 18 Fragen; B. Innere Einrichtung des Schulwesens, 48 Fragen und C. Ueber den Nutzen des Schulunterrichts und den Schaden des Versäumnisses, 11 Fragen. Vor uns liegt der äusserst gründlich und sorgfältig abgefasste Bericht des damaligen Pfarrers beim Kreuz, des unglücklichen Joh. Heinrich Waser, vom Jahre 1771, umfassend die drei Schulen Hottingen, Hirslanden und Riespach, der des Interessanten gar vieles enthält und ein äusserst anschauliches Bild der damaligen Schulzustände der drei Gemeinden entwirft. Wir entheben heute dem sehr reichhaltigen Material eine Notiz, die zwar mit der Beantwortung der gestellten Fragen nur indirekt zusammenhängt, aus der aber hervorgeht, dass die Lautirmethode ältern Datums ist als gewöhnlich angenommen wird, ja dass sie Pfarrer W. schon vor mehr als hundert Jahren für sich praktizirte.

Nachdem sich Waser schon an andern Stellen über die Misère des üblichen Buchstabirens ausgelassen hatte, beantwortet er die Frage:

«In wieviel Zeit wird gewöhnlich das Buchstabiren absolvirt? Was gebraucht etwa der Schulmeister beim Buchstabirenlehren für Vortheile? Und so auch beim Uebergang vom Buchstabiren zum Lesen?» folgendermassen:

a) Hottingen. Es gibt fünfjährige Kinder, die wol und ordentlich lesen, da mit andern 2—4 Jahre zum Buchstabiren allein erfordert werden. Wenn die Kinder die kleinen Buchstaben alle wol kennen, wird die Tafel mit ihnen flüchtig durchgegangen, dann mit Buchstabiren der einsilbigen Wörter der Anfang gemacht, der Ton der Buchstaben oder eigentlich ihre Summ wird ihnen durch öfteres Vorsprechen und die Uebung bekannt gemacht, die grossen Buchstaben aber während dem Lehren, wenn sie vorkommen, gezeigt.

b) Hirslanden. Zum Buchstabirenlehren braucht

man $\frac{5}{4}$ bis 3 Jahre Zeit und bedient sich der gleichen Methode wie der Schulmeister zu Hottingen.

c) Riespach. In 2 Jahren buchstabiren die fähigeren perfekt, die unfähigen brauchen nach der Lehrart, die schon bei Hottingen angegeben worden, 3 Jahre.

Dann fährt Waser also fort:

In der Wahrheit zu sagen gefällt mir diese gemeine Methode nicht und ob ich gleich eine bessere kenne, so kann sie doch nicht, wenigstens nicht propria auctoritate einführen. Ueberhaupt wäre es diejenige Methode, die im 3. Theil des neuen berlinischen Schulbuchs angegeben wird und deren ich mich bei meinem eigenen Söhnli mit bestem Vortheil bedient habe. Ich machte ihm die Buchstaben, so wie sie alle nach und nach aus dem Punkte erwachsen, an die Tafel; so lehrte er sie nicht nur bald kennen, sondern fasste auch ihren Charakter und das was sie mit den andern gemein und dann auch sonderbar unterscheidendes haben, desto besser ins Auge. Er hatte dieses zwei bis drei Tage gut gemacht, so zeigte ihm anstatt der Belohnung zur Kurzweil die Figuren der Buchstaben aus einem mit Farben illuminirten Frankfurter Namenbüchli; und so war die Sache, ich glaube noch eher als in einer Woche bei einem $\frac{3}{4}$ jährigen Kinde gethan und nicht nur die Buchstaben gelehret, sonder auch die attention zum Theil aufgeweckt und ihm sein kleines Judicium geschärft. In $\frac{1}{4}$ Stunde war ich und er fertig; ich konnte an meine Geschäfte und er an sein Spielwerk. Ich gab ihm darauf das berlinische Namenbüchli, zeigte ihm, a und b heisst zusammen ab; so musste er nicht a be ab 3 Wörter, sonder nur, wie es auch in der That ist, eine einige Silbe ab sagen, und so fort eb, ib, ob, ub.

Hierbey und im Fortgang befiess mich durch Zischen und indem ich ihm auf die Organa Loquela, mit welchen jeder Consonant ausgesprochen wird, deutete, ihm, wenn ich ohne Widerspruch so sagen darf, den stummen Laut der Consonanten oder eigentlich das, was jeder derselben ohne den ihm zugegebenen Vokal in der Aussprache eigenes hat, bekannt zu machen. Gut, er begriff es mit Lachen und konnte, ehe drei Wochen vorbei waren, die ganze Tafel hinder und für sich, NB. nicht buchstabiren, aber lesen.

Wie viel Wörter konnte er erfahren und ich wie viel Zeit gewinnen! Aber wenn muss er denn buchstabiren lehren? Eben jez. Ich gab ihm wieder sein gemaltes Frankfurter Buch und liess ihn da die einsilbigen Wörter Buchstabe für Buchstabe sagen, der Summ der Buchstaben durfte er nicht lange nachdenken, denn er sah sie für sich hingemahlt. Kaum hatte er gesprochen K, a, tz. B, e, tt. St, u, hl. K, r, u, g, so kannte er die Katz und das Bett gar wol und wenn er dann weiter Krusslen und Sidelen sagte, so gab es für mich und ihn etwas zu

lachen; und wenn ihm sagte, was bei uns Krusslen und Sidelen heissen, dem sage man zu Frankfurt Krug und Stuhl, so fasste er es für das künftige grösstentheils gut und lehrnte gewiss leichter und besser, als wenn er ohne diese Hülfsmittel es, te, u, ha, el mühsam einen Stuhl hätte zusammenstudiren müssen. So wechselte immerfort mit dem gemahlten Frankfurter und berlinischen Namenbüchli ab, bis mein kleiner ordentlich und für sich allein im Lehrmeister lesen konnte. Aber warum wird die Methode, wenigstens auch zur Probe, nicht in entwederer Schule geübt? 1. Sie ist zu kurzweilig, als dass sie in Gegenwart anderer Schulkinder, weil sie sich darüber vergessen würden, getrieben werden könnte. 2. Dieselbe alle Tage vorzunehmen, würde gar zu viel Zeit kosten. 3. Die Bücher würden den Kindern armer Eltern zu theuer kommen. Es würde aber gewiss bei der Unterweisung der Kinder ein Jahr gewonnen, die Kinder würden besser und freudiger unterrichtet, und wenn irgendwo diese Methode versucht werden sollte, so müssten die Kinder, die dieser Uebung benöthiget, nur alle Morgen oder Nachmittag eine einige Stunde allein in die Schule kommen, da die grösseren Kinder ihr Pensum memoriae daheim auswendig lehrnten, und also eine Stunde später ankommen würden.

Ueber die Spielpuppen unserer Mädchen.

Reinhold Rüegg sagt in seiner 75. «Plauderei vom Zürichberg» (Schweiz. Handelszeitung Nr. 251): Es gibt Kinder, die verfertigen sich aus alten Lappen und Flickern ein herziges Püppchen und sind voll Entzücken, das ihnen niemand vergällen soll. Aber betrachten wir das winzige Persöuchen, das uns auf den Wink der Mama seine Puppe herbeiholt und lassen wir dabei auch die erwachsene Puppe, die Mutter, nicht aus dem Auge! Diese ist's, welche uns die rührende Geschichte des Puppenwesens erzählt, das mittlerweile entkleidet und wieder angezogen wird, so dass wir einen zwanglosen Kurs der weiblichen Toilettegeheimnisse anhören. . . Den lieben langen Tag wird das Töchterchen nicht müde, das Püppchen aus der Wiege zu nehmen, es spazieren zu führen, es zu kosen, zu drücken, in Schlummer zu lullen. Bisweilen aber, wenn es dem Miniaturmütterchen einfällt, bekommt die Puppe auch Schläge mit der rosabandumflochtenen Ruthe, die neben dem Toiletteapparat und dem Küchengeschirr liegt. Dazu schneidet die Zuchtmeisterin eine so verständige Miene, zeigt so viel mütterlichen Ernst, und weiss so eindringlich zu schmollen, dass die Grossmutterpuppe gar nicht begreift, woher nur die Kleine all ihre gesetzten Reden nimmt.

So sitzt schon in dem Kinderherzchen und Kinderköpfchen ein bedeutendes Stück von der modernen gesellschaftlichen Herz- und Kopflosigkeit, die der Natur den freien Eingang wehrt. Das Kind soll sich gewöhnen, in der Puppe den Menschen zu erblicken, und es will — später — in dem Menschen nichts als die Puppe sehen. Den Menschen lernt der Mensch nur in sich und seinesgleichen kennen. Das Kind treibt dieselbe Abgötterei mit seiner Puppe, welche die Mama mit ihm treibt. Es wird eitel, herrschsüchtig, tyrannisch; an dem ausgestopften Balg bethätigt es alle seine anezogenen Untugenden, ohne dass ihm Widerspruch oder Widerstand entgegentritt. Solch ein Puppenmütterchen wächst heran — es ist nicht gewöhnt, Leben anzutreffen, sich dem Willen Anderer zu fügen, nicht gewöhnt, an Leid und Freud in der Wirklichkeit theil zu nehmen. Die Puppe war ihm nie eine Spielsache, an der es sich übte, zu wiederholen, was es dem Leben abgelauscht, war ihm nie der selbstgeschaffene Spiegel der Welt, war ihm nie der Rocken, aus dem es mit naivem Sinn Fäden zupfte: sie war ihm ein mit allem ordentlichen Flitter behangenes Bild, an dem es frühe die

Aufgabe begreifen lernte, einst in Wirklichkeit zu glänzen und zu prangen wie das Muster. . .

Ueber den Unterricht in China.

(Aus einem Berichte des Vorstands für Erziehungswesen in Washington.)

Die chinesische Familie spielt eine höchst untergeordnete Rolle im Werke der Erziehung der Jugend. Mütter und Ammen können nicht lesen und die Väter huldigen einem althergebrachten Grundsatz, der Vater dürfe nicht der Lehrer seiner Kinder sein. So kommt es, dass das chinesische Kind mit zehn Jahren geistig kaum so entwickelt ist, als das halb so alte europäische und dass sogenannte «Wunderkinder» in China unbekannte Gewächse sind.

Bis zum 7. oder 8. Lebensjahre ist der junge Chinese fast ausschliesslich sich selbst überlassen. Dann wird er eines Tages in festlichem Kleide zur Schule geschickt. Ein Kniefall vor dem Bilde des grossen Weisen, dem Urquell alles Wissens, und ein nicht minder ehrfurchtsvoller vor dem Lehrer, der den Weg zur Wissenschaft weisen kann, sind die ersten heiligen Handlungen beim Eintritt in die Schule. Ein Mann, der in seinem Leben noch keine zwei Gedanken selbstständig gedacht hat, empfängt mit feierlicher Würde diese Zeichen der Huldigung, besitzt er doch allein den geheimnissvollen Schlüssel zur Weisheit.

Nichts kann aber trauriger sein, als der erste Unterricht des chinesischen Schülers. Seine Bücher sind geschrieben in einer Sprache, deren Laute ihm nicht das mindeste Verständniss ihrer Bedeutung vermitteln; denn in allen Gegenden des Reichs ist die Schriftsprache völlig verschieden von der Mundart. Es wird aber auch kein Versuch gemacht, den Schüler nach und nach in dieses Verständniss einzuführen. Vier bis fünf Jahre werden vielmehr dazu verwendet, die heiligen Bücher auswendig zu lernen, und während dieser laugen Zeit ist der Geist nicht um eine einzige Idee bereichert worden. Wörter von der Zunge und Buchstaben aus der Feder fliessen zu lassen, ist der Hauptzweck des Elementarunterrichts, welcher förmlich darauf angelegt zu sein scheint, die Entfaltung der geistigen Kräfte hintanzuhalten. Nicht einmal die anregende Gesellschaft Seinesgleichen ist bei diesem Lernen gestattet. Jede Klasseneintheilung fehlt, der Schüler liest und schreibt allein, und Schläge oder Knien auf dem steinernen Fussboden sind die Strafe für den, welcher mit den Mitschülern zu verkehren versucht. Furcht ist in diesem Alter das einzige Erziehungsmittel: der junge Chinese muss vor allem beugsam und unterwürfig werden. Muthwillige Streiche der Jugend gegen schwache oder harte Schulmonarchen sind in China nicht zu Hause und figuriren höchstens in Büchern oder Gemälden als fremdländische Gebilde.

Endlich kommt doch einige Abwechslung in das blos mechanische Eintrichtern. Der Schüler wird nun eingeführt in die Uebersetzung der heiligen Schriften, welche er in seinem Gedächtniss als todes Kapital aufgespeichert hat. Aber nur spärlich wird das Licht des Geistes eingelassen. Heute wird ein Buchstabe, morgen ein Wort erklärt und erst nach einem oder zwei weitem Jahren geht der chinesische Pädagoge über zur Erklärung ganzer Sätze. Nun fangen sie an, sich zu regen und zu beleben, die fremden Gestalten in seinem Innern, und die Pforte der Gedankenwelt derjenigen, welche er als Träger aller Weisheit zu betrachten gewöhnt wurde, springt auf.

Es muss ein schöner Tag sein für den 15—16jährigen chinesischen Schüler, wenn die Sonne des Geistes mit einem Male in ihrer ganzen Pracht ihm erscheinen darf. G.